

„Ich kann nur in Israel leben“

Er floh als Kind vor den Nazis und spielte vor 75 Jahren beim Gründungsakt Israels. Für den Musiker Mordechai Rechtman wurde der neue Staat wie für so viele Zuflucht und Heimat

Von Peter Münch

SZ, 22. 4. 2023, S. 49, <https://epaper.sueddeutsche.de/webreader-v3/index.html#/843509/49>

Damals hat er im oberen Stockwerk gesessen, eine Treppe hoch vom Festsaal aus. „Ich hab den Ben-Gurion nicht gesehen“, sagt Mordechai Rechtman. „Aber wir haben so laut gespielt, dass man es unten gehört hat.“ Er blies das Fagott, ringsherum saßen dicht gedrängt die Musiker des Palestine Symphony Orchestra, und gespielt haben sie nur ein einziges Stück: „Hatikwa“, die Hoffnung, dieses wunderbar melancholische Lied, das in diesem Augenblick zum ersten Mal als Hymne des Staates Israel erklang.

„Von allen, die da mitgemacht haben“, sagt Mordechai Rechtman, „bin ich der Einzige, der noch übrig geblieben ist.“

Genau 75 Jahre ist das her, Rechtman war damals 21, heute ist er 96. Man schrieb den 14. Mai 1948 oder, besser gesagt, den 5. Tag des Ijjar 5708 nach jüdischem Kalender. In die Geschichtsbücher eingegangen ist er als der Tag, an dem David Ben-Gurion in Tel Aviv feierlich die Gründung des israelischen Staats proklamierte. Seither ist der „Jom Haatzma-ut“, der Unabhängigkeitstag, ein Feiertag in Israel, der in diesem Jahr auf den 26. April fällt. Für Mordechai Rechtman ist es der Tag, an dem er endlich eine neue Heimat bekam.

Die alte Heimat war Deutschland gewesen, dort wurde er 1926 geboren. „Friedrich-Tillmanns-Straße in Barmen-Elberfeld, aber das ist ja heute alles Wuppertal“, sagt er, und er sagt es im rheinischen Tonfall, hier in seinem Wohnzimmer im Norden Tel Avivs, wo er vom zwölften Stock aus einen schönen Ausblick auf die Skyline hat. Auf dem Tisch steht aufgeklappt der Laptop, über Skype hält er Kontakt zu seinen Schülern, die über die ganze Welt verteilt sind. Kein Tag vergeht auch heute noch ohne Arbeit, kein Tag ohne Musik. Das hat ihn durchs Leben getragen.

Er ging in die erste Klasse, als die Nazis an die Macht kamen. Er erinnert sich an die Religionslehrerin, die im Unterricht jeden einzelnen Schüler nach seinem Glauben fragte. „Ich war der einzige Jude“, erzählt er. Was das bedeutete, hat er bald darauf in der Pause erlebt, als ihn die Mitschüler auf dem Schulhof umzingelten. „Einer aus einer höheren Klasse zog ein Taschenmesser“, berichtet er, „ein anderer rief: ‚Stech ihn doch!‘“ Bis heute macht ihn das fassungslos: „Das war ein Junge von neun oder zehn Jahren, den die Eltern gelehrt haben, einen Juden umzubringen – und das schon 1933.“

Rechtmans Eltern betrieben eine kleine Textilfabrik. Der Vater sagte zur Machtergreifung der Nazis: „Das geht vorbei.“ Die Mutter sagte: „Wir gehen weg.“ Noch im Jahr 1933 flüchteten sie, getarnt als Touristen, nach Brüssel. Da gab es Verwandtschaft, da ging er in die Schule. „Sie haben mich dort Hitler genannt, weil ich Deutsch gesprochen habe“, berichtet er, ausgerechnet ihn, das Flüchtlingskind. Weil der Vater keine Arbeit fand in Belgien, traf die Mutter erneut eine Entscheidung: „Wir gehen nach Palästina.“

Theodor Herzl, der Begründer des modernen Zionismus, hatte 1897 schon zur Gründung eines jüdischen Staats auf dem alten biblischen Boden aufgerufen. Doch noch herrschten dort die Briten, denen der Völkerbund Palästina 1920 nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reichs als Mandatsgebiet übertragen hatte. Mordechai Rechtman war acht Jahre alt, als er dort 1934 mit seinen Eltern ankam. In Haifa stiegen sie vom Schiff und fuhren mit der Pferdekutsche nach Tel Aviv. Auf die Rückständigkeit des Landes waren sie nicht vorbereitet. „Immer wieder sind wir im Sand stecken geblieben“, sagt er: „Meine Mutter hatte Tränen in den Augen.“

Es war kein leichter Start im Orient für alle Flüchtlinge aus Deutschland. Bildungsbürger zumeist, mussten sie nun in der Landwirtschaft arbeiten oder auf dem Bau. „Mein Vater hat in Tel Aviv die Jabotinsky-Straße gepflastert, er nahm am Anfang jede Arbeit an“, sagt Rechtman. Mitgebracht hatten die jüdischen Einwanderer aber nicht nur ein paar Koffer mit den schnell gepackten Hab-

seligkeiten, sondern auch ihre Kultur. Im Hause Rechtman hieß das vor allem: Musik. „Damit bin ich geboren“, sagt er, „auf dem Grammophon haben wir Opern und Operetten gehört.“

Mit zwölf Jahren fand er zum Fagott, genauer gesagt fand das Fagott ihn. Die Familie zog in eine neue Wohnung, im Nachbarhaus lebte der Erste Fagottist des Palestine Symphony Orchestra, und der entdeckte das Talent des Jungen. Nach drei Jahren Unterricht bekam dieser seine erste Stelle: Mit 15 Jahren wurde Mordechai Rechtman zum Ersten Fagottisten an der Oper in Tel Aviv. „Das war ja hier ein fagottloses Land“, sagt er und freut sich über das Wortspiel. „Ich bin zwar damals im Opernorchester rechts und links verloren gegangen, aber für mich war das die beste Schule.“

Es war der Anfang einer Karriere, die ihn zum Fagottisten von Weltrang machte, zu einem bewunderten Lehrer, zu einem Arrangeur, dessen Bearbeitungen weltweit gespielt werden, und zu einer Legende in seinem Land.

Mit anderen jungen Musikern gründete Rechtman bald schon ein Jugendsinfonieorchester, und 1946 schlug seine erste große Stunde: ein Probespiel beim berühmten Dirigenten Leonard Bernstein. Fortan war er der Erste Fagottist des Palestine Symphony Orchestra, das nach der Staatsgründung 1948 umbenannt wurde in Israel Philharmonic Orchestra – und er blieb auf diesem Posten 45 Jahre lang. Zum Abschied schrieb ihm Zubin Mehta, seit 1977 Chefdirigent des IPO, eine handschriftliche „Liebeserklärung“. Von Sergiu Celibidache stammt der Satz: „Ich wünschte unter den Dirigenten zu sein, was Mordechai Rechtman unter den Fagottisten ist.“

Das Orchester war 1936 vom polnischen Geiger Bronislaw Huberman gegründet worden. Hier fanden die geflüchteten Musiker aus Europa zusammen – und so wie andere aus dem Jischuw, dem jüdischen Gemeinwesen in Palästina, vorab schon die Institutionen für den künftigen Staat aufbauten, so legten die Musiker die Fundamente für das kulturelle Leben.

Politisch saßen die britischen Mandatsherren nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen allen Stühlen. Im Land eskalierte die Gewalt. Es kämpften Juden gegen Araber sowie Araber und Juden gegen die Briten. Im Juli 1946 sprengten rechte jüdische Untergrundkämpfer das Jerusalemer King-David-Hotel in die Luft, in dem die britische Mandatsverwaltungen ihren Sitz hatte. Es waren 91 Tote zu beklagen, und dieser Vorfall trug mit dazu bei, dass die Briten das Ende ihrer Mandats Herrschaft schließlich für den 15. Mai 1948 ankündigten.

Die Vereinten Nationen hatten zuvor am 29. November 1947 einen Teilungsplan für das Mandatsgebiet beschlossen. Für einen unabhängigen jüdischen Staat wurden darin 56 Prozent des Territoriums festgeschrieben, 43 Prozent für einen arabischen Staat, für Jerusalem war ein „internationales Sonderregime“ vorgesehen. Die arabische Seite lehnte den Plan ab, doch die Juden stimmten zu – und wählten den 14. Mai 1948 als Tag der Staatsgründung, weil der 15., der Tag des britischen Abzugs, ein Schabbat war.

Die Zeremonie begann um exakt 16 Uhr im Tel Aviver Kunstmuseum auf dem Rothschild-Boulevard. Draußen stand eine erwartungsvolle Menschenmenge. Drinnen versammelten sich gut 200 geladene Gäste, plus Mordechai Rechtman und seine Orchesterkollegen ein Stockwerk höher. Alles wirkte ein wenig improvisiert. Für die Ausstattung standen nur ganze 200 Dollar zur Verfügung. Das reichte gerade für ein großes Porträtbild von Theodor Herzl und zwei israelische Fahnen, unter denen der 61-jährige Ministerpräsident David Ben-Gurion dann die Unabhängigkeitserklärung verlas.

Sie passte auf zwei Schreibmaschinen-Seiten, nur 32 Minuten dauerte die gesamte Veranstaltung. Zum Abschluss stimmte das Orchester die neue Hymne an, und alle sangen mit: „So lange ist unsere Hoffnung nicht verloren/ Die Hoffnung, zweitausend Jahre alt/ Ein freies Volk zu sein in unserem Land/ Im Lande Zion und in Jerusalem.“

„Das war ein Riesenerlebnis, es war eine glückliche und erhabene Stimmung“, erinnert sich Mordechai Rechtman. „Aber wir wussten nicht, was daraus werden würde.“

In der Nacht wurde gefeiert auf den Straßen von Tel Aviv, von Haifa und im jüdischen Teil Jerusalems – und am nächsten Morgen befand sich das Land im Krieg. Die Armeen von fünf arabischen Staaten griffen Israel an. Es war ein Kampf ums Überleben, der auch von den Überlebenden des Holocaust geführt werden musste. Die Auswirkungen dieses Unabhängigkeitskriegs prägen das Land und den Konflikt mit den Palästinensern bis heute. Israel, mit seiner provisorischen Armee, siegte gegen die Übermacht. Rund 700 000 Palästinenser flohen oder wurden in die Flucht getrieben. Für sie ist der israelische Feiertag der Tag der „Nakba“, der Katastrophe. Zugleich

strömten Juden ins Land, die ihrerseits aus Marokko, Tunesien, Ägypten oder anderen arabischen Staaten vertrieben wurden.

Mordechai Rechtman meldete sich gleich am ersten Kriegstag zum Militärdienst. „Jeder war wertvoll, da war es egal, dass ich eine Brille hatte und Plattfüße“, sagt er. Doch schon zwei Tage später kam der Anruf, dass er nicht an der Front gebraucht werde, sondern an anderer Stelle: im Orchester. „So kommt es, dass ich bis heute nicht ein einziges Mal eine Waffe in der Hand gehabt habe.“

Das Israel Philharmonic Orchester spielte in den Monaten des Krieges auf allen möglichen ungewöhnlichen Bühnen: vor Soldaten an der Front, vor Verletzten im Feldlazarett. In Beersheba spielten sie am 20. November 1948 unter freiem Himmel auf sandigem Boden vor rund 5000 Menschen. „Mozart Klavierkonzert Nummer 15“, sagt Rechtman. „Bernstein saß am Piano.“

„Wir sind im Panzerwagen zu Konzerten gefahren, aber wir haben keinen Auftritt verpasst“, erzählt er. An Soldaten erinnert er sich, die von Musik nicht viel wussten, aber das Orchester gar nicht mehr gehen lassen und immer noch ein Stück mehr hören wollten: „Wo gibt es das denn sonst, dass man um seine Existenz kämpft und die Musik weiter gespielt wird?“

Vom Gründungstag an hat das Orchester die Geschichte Israels begleitet, und jahrzehntelang war Mordechai Rechtman dabei. Das Orchester wurde zu einer Stütze des Staates, zu einem Symbol für seine Kultur und seine Kraft, auch der Widerstandskraft. Im Jahr 1967, nach dem Sieg im Sechstagekrieg, dirigierte Leonard Bernstein das IPO auf dem frisch eroberten Mount Scopus in Jerusalem. 1977 spielte es unter Zubin Mehta ein Freiluftkonzert direkt an der Grenze zu Libanon für Musikliebhaber auf beiden Seiten. Und 1991, im Zweiten Golfkrieg, dirigierte Mehta ungerührt weiter, als in Tel Aviv die vom irakischen Diktator Saddam Hussein geschickten Scud-Raketen einschlugen.

Sehr bald schon tourte Rechtman mit dem Orchester durch die ganze Welt, mit einer Ausnahme: Deutschland. Erst 1971 reisten die Israelischen Philharmoniker mit Zubin Mehta zum ersten Mal ins Land der Mörder von sechs Millionen Juden, zu einem Konzert in Berlin. „Ich habe dort mit niemandem Deutsch sprechen wollen, nur Englisch“, sagt er. Und er erinnert sich bis heute mit Unbehagen daran, dass ungefragt die Leute auf ihn zukamen mit dem Satz: „Wissen Sie, Herr Rechtman, wir wussten ja von nichts.“

In Berlin haben sie damals als Zugabe „Hatikwa“ gespielt, die Hymne. „Das war ein Moment des großen Stolzes“, sagt er. „Es war die Botschaft: Wir leben noch, wir leben gut, und wir machen noch ganz große Kunst.“

An seiner Stelle, mit dem Fagott in der Hand, hat Mordechai Rechtman den Staat Israel mit aufgebaut. Zur Politik der Gegenwart will er sich nicht äußern. „Da möchte ich nicht einsteigen“, sagt er. Aber wie er zu seinem Land steht, das fasst er in einem Satz zusammen: „Ich bin sehr stolz.“ Er ist viel rumgekommen in der Welt, auch in den USA hat er mal gelebt als Professor in Indiana. „Da war alles besser – besser bezahlt, mehr Freiheiten, keine Kriege“, sagt er. „Aber ich kann nur in Israel leben, im Guten wie im Schlechten.“

75 Jahre Israel, Teil 2:

„Rettet mich!“

Hunderttausende Araber verlieren 1948 ihre Heimat.

Die Geschichte des Palästinensers Sami Saadeh,

der auf seinem Recht beharrte

Von Peter Münch

SZ, 29. 4. 2023, S. 49, <https://epaper.sueddeutsche.de/webreader-v3/index.html#/843819/49>

Ein paar Fotos sind ihm geblieben, ein Ausweis mit Lichtbild, dazu Kopien von Briefen, die in akkuraten Buchstaben, mal in Hebräisch, mal auf Arabisch, an die höchste Stelle adressiert sind: an Israels Staatsgründer David Ben-Gurion. Raid Saadeh breitet die Papiere auf dem Tisch aus, es sind die Hinterlassenschaften seines Vaters. Nicht viel, aber es gibt ja auch noch die Erinnerung. An einen besonderen Mann. An ein Leben voller Brüche.

„Schau dir das hier an“, sagt Raid Saadeh und reicht ein Blatt Papier herüber, auf dem mit dünnem Stift eine linealgerade Skizze aufgezeichnet wurde: „Das hat mein Vater für das Gericht angefer-

tigt.“ Zu sehen ist der Grundriss einer Wohnung, mit WC und Küche links vom Flur und vier gleich großen Zimmern auf der rechten Seite. Die Adresse: Abbas Street 29, Haifa.

Diese Skizze gibt zusammen mit den Fotos und den Briefen Einblick in eine Tragödie, in das Drama von Flucht und Vertreibung, das Sami Saadeh erleiden musste – als einer von mehr als 700.000 Palästinensern, die rund um die israelische Staatsgründung am 14. Mai 1948 und den dadurch ausgelösten Unabhängigkeitskrieg ihr Zuhause und ihre Besitztümer verloren haben. Ins kollektive Bewusstsein der Palästinenser ist das als „Nakba“ eingegangen, arabisch für Katastrophe. Dies ist die dunkle Seite der Geschichte. Wenn die Israelis nun das Jubiläum der Unabhängigkeit vor 75 Jahren feiern, begehen die Palästinenser den 75. Jahrestag der Nakba. Raid Saadeh wird dabei seines Vaters gedenken.

Sami Saadeh, geboren 1910 in Birzeit, führte zur Zeit der israelischen Staatsgründung ein gutbürgerliches Leben in Haifa, mit Frau und vier Kindern. Als Spross einer gebildeten, christlich-palästinensischen Familie hatte er Anstellung gefunden bei einer dort ansässigen irakischen Ölgesellschaft. Haifa war zu jener Zeit eine Stadt mit gründlich gemischter Bevölkerung. 70.000 Araber lebten hier, zusammen mit 70.000 Juden.

Lange Zeit war es hier ein meist friedliches Zusammenleben. Doch mit dem von den Vereinten Nationen im November 1947 beschlossenen Teilungsplan für Palästina, der die Gründung eines jüdischen und eines arabischen Staats im bisherigen britischen Mandatsgebiet vorsah, stiegen die Spannungen. Die arabische Seite hatte den Teilungsplan von Beginn an abgelehnt, die jüdische zugestimmt. Im Unabhängigkeitskrieg musste sich das neu gegründete Israel dann gegen die angreifenden Armeen von fünf arabischen Nachbarstaaten behaupten. Nach dem Krieg waren in Haifa von den 70.000 arabischen Bewohnern nur noch 3.000 übrig geblieben. Auch Sami Saadehs Frau und die vier Kinder hatten sich nach Libanon geflüchtet. Er selbst hielt die Stellung in Haifa und wartete auf ihre Rückkehr.

Er wartete vergeblich, und was ihm dabei widerfuhr, das hat er in mehreren Briefen geschildert, die kürzlich im Israelischen Staatsarchiv gefunden wurden. In respektvollem Ton hatte Sami Saadeh sich darin an Israels Premierminister Ben-Gurion gewandt, mit präzisen Schilderungen seiner Lage. Es sind keine Anklagen, sondern Appelle, von einem aus dem Lager der Verlierer an den, der an der Spitze der Sieger steht. Von einer Antwort Ben-Gurions ist nichts bekannt.

Im ersten dieser Briefe vom 26. Juni 1949 beschreibt Sami Saadeh, wie er knapp ein Jahr zuvor, am 11. Juli 1948, von israelischen Soldaten aus seinem Haus in der Mar-Elias-Straße in Haifa vertrieben worden war. Er habe dort „mit allem nötigen Komfort“ gelebt, erklärt er. Zugewiesen wurde ihm danach eine Wohnung in der Abbas-Straße beim Wadi-Nisnas-Viertel, wo auf Anweisung Ben-Gurions alle noch verbliebenen Araber in Haifa untergebracht wurden.

Die neue Wohnung, so schreibt Sami Saadeh, liege „im obersten Stockwerk, erreichbar über 84 Stufen“. Auch diese Wohnung ist geräumig, das zeigt die Skizze mit den vier Zimmern, die er dazu anfertigt. Doch diese Skizze und die Briefe verraten auch, in welche Bedrängnis er sehr schnell auch dort geriet.

Denn bald schon nistete sich in der Wohnung ungefragt ein israelischer Soldat namens Edward Maman ein, erst zusammen mit seiner Frau und dem Schwager, später holte er noch seine Eltern nach. „Zimmer 3 und 4: besetzt von der Maman-Familie“, ist auf dem Skizzenblatt vermerkt. Nicht lange darauf zog auch noch der Vorgesetzte des Soldaten Maman in die Wohnung ein. „Zimmer 1: besetzt von Cpt. Chechek“, heißt es.

Für Sami Saadeh blieb noch Zimmer 2. Dorthin wurden alle seine Möbel geräumt, er selbst aber durfte die Wohnung bald nicht mehr betreten. Die neuen Bewohner tauschten das Schloss aus. Nach der zweiten Vertreibung stand er mittellos auf der Straße.

Sami Saadeh kämpfte dagegen an, mit zwei Klagen, die er einreichte, und mit den Briefen, die er schrieb. Bei allem, was ihm angetan wurde, pochte er auf sein Recht. Er versuchte, Ben-Gurion gegen die Eindringlinge auf seine Seite zu ziehen, und berichtete ihm von den „barbarischen Akten dieser Gruppe, die das Gesetz und Ihre Anweisungen missachtet“. Doch zunehmend wirkte er verzweifelt. „Als Bürger dieses Landes flehe ich die Behörden an: Rettet mich“, schrieb er am 16. November 1949. „Ich habe niemandem etwas angetan, und ich habe keine Gesetze gebrochen.“

„Es ist fast unglaublich, wie stark Sami Saadeh trotz allem noch an Gerechtigkeit glaubt“, sagt Adam Raz. „Dabei ist er längst in einer kafkaesken Lage.“

Der israelische Historiker arbeitet für das Akevot-Institut, eine Menschenrechtsorganisation, die sich mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt auf der Basis von historischen Dokumenten befasst. Vor einigen Jahren hat er ein Buch veröffentlicht über Plünderungen verlassener arabischer Häuser durch jüdische Israelis in den Jahren 1948/49. Sehr detailliert, sehr wissenschaftlich. „Aber eigentlich ist das langweilig“, sagt Raz, „denn die Zahlen verraten nichts über die menschliche Seite.“

Als er dann im Archiv zusammen mit Kollegen auf eine Akte mit den Briefen von Sami Saadeh stieß, sah er eine Chance, die zuvor wissenschaftlich aufgearbeiteten Vorkommnisse an einem einzelnen Fall zu schildern. „Was Sami Saadeh in seinen Briefen beschreibt, erlaubt einen Blick auf die Nakba wie durch ein offenes Fenster“, sagt er. „Die persönliche Tragödie von Herrn Sami Saadeh“ heißt das im vorigen Jahr auf Hebräisch erschienene Buch dazu. Es ist keine historische Abhandlung geworden, sondern ein Bühnenstück, das Fakten präsentieren und zugleich emotionalisieren soll.

Raz richtet sich mit Sami Saadehs Geschichte an ein Publikum in Israel, für das die Nakba lange Zeit ein Tabuthema war. Zwar gab es schon früh Berichte über gezielte Vertreibungen und Massaker wie jenes in Deir Jassin, einem Dorf in der Nähe von Jerusalem, wo es am 9. April 1948 durch die rechtsextremen jüdischen Untergrundgruppen Irgun und Lechi zu Folterungen und, einigen Quellen zufolge, Vergewaltigungen kam und mehr als 100 Palästinenser getötet wurden. Überliefert ist, dass der Philosoph Martin Buber 1949 in einem Gespräch mit Ben-Gurion darauf verwies, dass bei Israels Staatsgründung „wir als Juden das, was wir historisch erlitten haben, wiederum erzeugt haben, nämlich ein Volk von Flüchtlingen in der Fremde“.

Die offizielle Sprachregelung lautete freilich, dass die Palästinenser im Unabhängigkeitskrieg auf Anweisung der arabischen Führer weggelaufen seien. Das änderte sich in Israel erst Ende der Achtzigerjahre mit einer Gruppe sogenannter Neuer Historiker wie Benny Morris, Tom Segev oder Ilan Pappé. Sie rückten in den Blick, dass Palästinenser nicht nur geflohen waren, sondern auch gezielt vertrieben wurden, um überall im neuen Staat eine jüdische Mehrheit zu sichern.

Die Tabuisierung des Themas hatte auch handfeste politische Gründe. Die Vereinten Nationen hatten schon am 11. Dezember 1948 in der UN-Resolution 194 festgelegt, „dass denjenigen Flüchtlingen, die zu ihren Wohnstätten zurückkehren und in Frieden mit ihren Nachbarn leben wollen, dies zum frühestmöglichen Zeitpunkt gestattet werden soll“. Doch die israelische Politik steuerte aktiv dagegen, und die Armee verhinderte immer wieder gewaltsam die Rückkehr Einzelner.

Die Folgen sind bis heute spürbar: Ein großer Teil der Palästinenser lebt im Exil. Aus den 700.000 Flüchtlingen von 1948/49 sind inzwischen 5,6 Millionen Menschen geworden, die beim eigens gegründeten UN-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA) registriert sind. Die Flüchtlingslager im palästinensischen Westjordanland und im Gazastreifen sowie in den umliegenden Staaten Jordanien, Libanon und Syrien sind oft wuchernde Labyrinth, in denen Elend herrscht und die Radikalisierung gedeiht.

Der Schlüssel zu den alten, verlorenen Häusern und Wohnungen wird oft von Generation zu Generation weitergegeben. Er ist zum Symbol geworden – für den Verlust ebenso wie für den Anspruch, zurückzukehren in die alte Heimat. Doch bei allen Versuchen zur Lösung des Nahostkonflikts kollidiert die palästinensische Forderung nach dem „Recht auf Rückkehr“ mit der israelischen Angst, dass eine solche massenhafte Rückkehr das Ende des jüdischen Staats bedeuten würde.

Für Adam Raz sind die Ereignisse der Jahre 1947 bis 1949 der Ausgangspunkt für alle nachfolgenden Konflikte. „Das ist Ground Zero“, sagt er. Als er im Archiv auf die Akte von Sami Saadeh stieß, machte er sich auf die Suche nach der Familie – und landete dabei im „Jerusalem Hotel“ in Ostjerusalem. Dort war Sami Saadeh schließlich gelandet, nach einer leidvollen Odyssee.

Alle seine Versuche, wieder Zugang zu seiner Wohnung in der Abbas-Straße 29 in Haifa zu bekommen, waren schließlich gescheitert. Zeitweise musste er auf einer Parkbank schlafen, an eine Rückkehr seiner Frau mit den vier Kindern war nicht mehr zu denken. 1950 ging er schließlich nach Libanon, um die Familie wieder zusammenzubringen. Doch nach den zwei Jahren der Trennung gelang dies nicht mehr.

In Jordanien versuchte er einen Neuanfang, fand wieder Anstellung bei einer Ölfirma, heiratete eine Palästinenserin aus Beit Jala. Raid, das älteste der vier Kinder aus dieser Ehe, wurde dann schon in Jerusalem geboren, im arabischen Ostteil der Stadt, der damals von Jordanien verwaltet wurde. Dort hatte Sami Saadeh 1960 das „Jerusalem Hotel“ gekauft, mit finanzieller Hilfe eines Bruders aus dem Ausland. In den frühen Achtzigerjahren, so berichtet Raid Saadeh, erkrankte er an Parkinson. Er starb 1987.

Raid Saadeh führt das Hotel bis heute weiter, in einer alten arabischen Villa, mit 14 Gästezimmern und einem großen Speisesaal. Durch die Fensterfront kann man die Mauern der Altstadt sehen, aus der Küche kommt das Klappern von Töpfen und Tellern, und Raid Saadeh taucht ab in die Vergangenheit. Den Vater beschreibt er als „Gentleman im britischen Sinn“, gebildet und tolerant. Auf den alten Fotos sieht man einen eleganten Mann mit Anzug, Weste und Krawatte. „Er hatte ein phänomenales Gedächtnis“, sagt der Sohn. „Aber er war kein Mensch, der über sein Elend reden wollte.“

Einmal, daran kann er sich erinnern, ist er mit seinem Vater noch nach Haifa gefahren. Es war in den frühen Siebzigerjahren, ein Halbbruder aus Libanon war zu Besuch. Das Haus in der Mar-Elias-Straße gab es nicht mehr, aber die Wohnung in der Abbas-Straße, wo einst alle Möbel und aller Besitz geblieben waren, die haben sie gefunden. Aber sie schauten das Haus nur von außen an. „Mein Vater hat dazu nicht mehr viel gesagt danach“, erinnert er sich.

Doch schließen lässt sich das Kapitel nicht, auch wenn Raid Saadeh selbst keine Verbindung mehr spürt nach Haifa. Er ist ein stolzer Jerusalemer, hier hat er seine drei Kinder großgezogen, hier hat er sein Hotel zu einem Ort für palästinensische Kulturpflege gemacht mit Konzerten und Diskussionsveranstaltungen. Im Keller steht ein blütenweißes Modell der Jerusalemer Altstadt aus dem 3-D-Drucker. Daneben liegen Virtual-Reality-Brillen bereit, mit denen Besucher durch Jerusalem Historie spazieren können.

Doch nicht nur der Kontakt zu Adam Raz, der ihm die Funde aus dem Staatsarchiv brachte, hält für Raid Saadeh die Geschichte des Vaters lebendig. Er selbst lebt heute immer noch unter der Knute dieses Konflikts, der seinen Vater einst aus Haifa wegtrieb. Denn das arabische Ostjerusalem, wo sein Hotel steht, wurde nach der Eroberung durch israelische Truppen im Sechstagekrieg von 1967 Teil der von Israel deklarierten „auf ewig unteilbaren Hauptstadt“ des jüdischen Staats. Die heute mehr als 300.000 arabischen Jerusalemer leben dort seither als Einwohner zweiter Klasse.

„Als ich mich einmal bei der Stadtverwaltung über Benachteiligungen beschwert habe, wurde mir zur Strafe ein großer Müllcontainer direkt unter das Fenster des Speiseraums gestellt“, berichtet er: „Jeder weiß, dass so etwas die Ratten anzieht.“ Auch Parkgenehmigungen oder zumindest die Einrichtung einer An- und Abfahrtzone für Lieferanten des Hotels würden ihm verweigert, klagt er: „In den vergangenen drei Monaten habe ich deshalb 5.000 Schekel Strafgebühr fürs Falschparken bezahlen müssen.“ Umgerechnet sind das rund 1.300 Euro.

„Das ist immer noch ein rassistischer Ort, nur heute sind die Mittel smarter“, schimpft er. „Manchmal denke ich schon daran, dass es besser und einfacher wäre, woanders zu investieren.“ Aber aus Jerusalem wegzugehen, so wie sein Vater aus Haifa weggehen musste, das kommt für ihn nicht infrage. „Jerusalem zu verlassen, hieße, meine eigene Identität zu leugnen“, sagt Raid Saadeh. „Wir sind ein Teil der Geschichte hier.“